

Barnaby Skinner

## Rede zur Lage des Recherche-Journalismus

---

Was hat die investigative Recherche mit Programmieren zu tun?

Vielen Dank für die Einladung, den MAZ-Recherchetag mit ein paar Worten eröffnen zu dürfen. Der MAZ-Recherchetag hat in der Schweizer Medienszene einen besonderen Fixpunkt eingenommen. Ich fühle mich deshalb besonders geschmeichelt, hier reden zu dürfen.

Und ich freue mich noch mehr darüber, weil ich über ein Thema sprechen darf, das mir sehr am Herzen liegt und, wie ich meine, mittlerweile zu einem der aufregendsten Bereiche des Journalismus gehört: die Schnittstelle zwischen Journalismus und Technologie, zwischen Recherche und Programmieren, zwischen Geschichten erzählen und Coden. Ich bin überzeugt, dass diese Schnittstellen gerade investigative Journalisten sehr viel angehen.

Ich möchte mit drei Anekdoten beginnen.

Die erste Anekdote betrifft ein schreckliches Verbrechen, das sich vor anderthalb Jahren in der deutschen Stadt Freiburg im Breisgau ereignet hat. Der Fall wurde in Freiburg kürzlich vor Gericht verhandelt. Die Freiburger Lokalnachrichten und teilweise auch die deutschen nationalen Medien berichteten darüber.

Ein junger Mann hat im Oktober 2016 eine Studentin am Ufer des Flusses Dreisam brutal vergewaltigt, bis zur Bewusstlosigkeit gewürgt und sie schliesslich ohnmächtig in die Dreisam geworfen, wo sie ertrunken ist. Das hat der Mann alles zugegeben.

Doch er behauptete, das die Straftat sei aus dem Affekt heraus passiert. Er hätte der Frau nicht aufgelauert, sondern sei ihr um 2 Uhr nachts zufällig begegnet. Die ganze Tat hätte sich denn auch in wenigen Augenblicken zugetragen. Danach hätte er sich fluchtartig und in Panik vom Tatort entfernt. So die Version des Täters.

Die Polizei entdeckte bei der Auswertung des verschlüsselten Handys des Angeklagten allerdings digitale Spuren, die dieser Schilderung widersprachen. Mithilfe eines Schrittmesser-Apps konnten sie nachweisen, dass sich der Angeklagte rund 30 Minuten vor Ankunft des Opfers am Tatort in den Büschen aufgehalten hat. Und, dass sich die schreckliche Tat - die Vergewaltigung, das Würgen und das Ertränken im Fluss - über eine ganze Stunde hingezogen hat. Solange dauerte es, bis sich der Angeklagte wieder vom Tatort entfernte. Mithilfe der Daten konnte sekundengenau und sogar Höhenmeter genau nachgelesen werden, zu welchem Zeitpunkt der Mann die Frau ins Wasser gezerrt und ermordet hat.

Die zweite Anekdote betrifft ein erfreulicheres Thema, nämlich die Arbeit von Costas Bekas. Er ist Manager of Foundations of Cognitive Computing bei IBM Research-Zurich. Er führt ein Team von rund 150 Personen, die meisten davon Data-Scientists, die an Systemen arbeiten, die Ärzten bei der Arbeit unterstützen sollen. Das betont Herr Bekas immer wieder. Er spricht selten von IBM, sondern sagt lieber den ganzen Namen des Unternehmens: International Business Machines.

Was machen ihre Maschinen?, fragte ich ihn. Er sagte, er und sein Team seien beispielsweise in der Lage, frühzeitig Hautkrebs zu erkennen, indem sie Aber-Millionen Bilder früherer Hauterkrankungen miteinander vergleichen.

Ich fragte weiter: Sie arbeiten also daran, Ärzte abzuschaffen, weil ihre Maschinen sehr viel besser sind als menschliche Ärzte?

Herr Bekas, ein aufbrausender Grieche, hat das nicht gefallen. Er sagte, das sei absurd. Es sei vielmehr Pflicht künftiger Ärzte, solche Hilfsmittel einsetzen zu können. Weil die Menschen immer älter würden, gebe es im Verhältnis immer weniger Ärzte. Sie könnten Unterstützung sehr gebrauchen, um effizienter, schneller zu arbeiten. Das Wichtigste der ganzen Entwicklung von künstlicher Intelligenz sei zudem nicht der Algorithmus selber, sondern dem Arzt zu erklären, was genau passiert. Dem Fachmann zu erklären, warum ein System zu einem bestimmten Ergebnis gekommen ist. Und sicher zu stellen, dass der Arzt verstanden hat, was der Computer ihm sagt.

Ärzte, sagte mir Bekas, arbeiten generell ungerne mit Blackboxes. Sie wollen nachvollziehen, wie ein System funktioniert. Bekas illustrierte das mit einem Beispiel. Er schilderte mir, wie er kürzlich in einem Spital in Zürich einem Arzt das System gezeigt habe. Der Mann habe sich das Resultat der Hautkrebsdiagnose angeschaut, sich dann an den Computer gesetzt, und damit begonnen, in der Datenbasis der Maschine, auf die vielen Bilder, die er dort zu sehen bekam, herumzuklicken. Was er da mache?, habe ihn Bekas gefragt. Der Arzt habe geantwortet, er suche die Muster, die der Computer offenbar gefunden habe.

Hätte er das wirklich tun wollen, hätte er gegen 15 Millionen Bilder durchsuchen müssen. Das geht natürlich nicht. Aber die Situation zeigt die grösste Herausforderung für Bekas und sein Team von Data Scientists. Sie müssen nicht nur ein System bauen, das funktioniert, sondern auch eines, das für die Experten nachvollziehbar funktioniert. Sehr viele seiner Mitarbeiter sind deshalb Designer. Und eine andere Gruppe überlegt sich, wie sie Ärzte darin schulen können, algorithmisch zu denken. Oder wie das Medizinstudium überhaupt angepasst werden kann, damit dieses Wissen vermittelt wird.

Die dritte Anekdote betrifft Journalisten. Am 30. Mai letztes Jahr schickte The Intercept, eine US-Publikation, die unter anderen vom Journalisten Glen Greenwald nach der Snowden Affäre gegründet wurde, ein Dokument an die NSA, die US National Security Agency. Es handelte sich dabei um ein Memo der NSA. Das Dokument zeigte auf, dass russische Cyber-Angreifer kurz vor den US-Wahlen elektronische Wahl-Urnen angegriffen haben. Erfolglos, mit grösster Wahrscheinlichkeit, aber den Angriff selber konnte die NSA klar aufzeigen.

Am 3. Juni wurde die 25-Jährige Reality Winner verhaftet - ja die Frau heisst tatsächlich so. Die Pilotin und Übersetzerin im Dienste der US-Air-Force war bei ihrer Arbeit über den Bericht gestolpert; sie hatte das PDF-Dokument ausgedruckt und dann anonym The Intercept zugespielt.

Als The Intercept das Dokument dann zur Verifikation der NSA zustellte, verriet sie ungewollt die Identität der Quelle. Denn das US-Internet-Magazin hatte nicht berücksichtigt, dass die NSA bei genauerer Betrachtung des Original-Dokuments feststellen konnte, welcher Drucker es ausgedruckt hat.

Drucker hinterlassen auf jedem Papier kleine gelbe Punkte, ähnliche einem Fingerabdruck. Die NSA stellte fest, dass nur sechs Mitarbeiter den Drucker in der fraglichen Zeit bedient hatten. Weitere Recherchen der NSA ergaben, dass von den sechs fraglichen Mitarbeitern nur Winner als Whistleblowerin in Frage kommen konnte.

Reality Winner befindet sich seit ihrer Verhaftung in Untersuchungshaft; meist in Einzelhaft. Sie wird als Landesverräterin behandelt; zweimal wurden ihre Anträge auf Kautions abgelehnt. Überhaupt konnte sie erst im Dezember ausführlich mit ihren Verteidigern reden. Und weil die Verhandlungen erst im März beginnen, wird die junge Frau, bis es zu einem Urteil kommt, wohl ein Jahr im Gefängnis gesessen haben. Ein Jahr lang im Gefängnis, vermutlich aber noch viel länger, nur weil die Journalisten des Intercept, die es eigentlich besser wissen sollten, der NSA wider besseres Wissen verrieten, wer ihre Quelle war.

Warum habe ich euch diese drei Anekdoten ausgesucht? Erstens, weil es alle sehr interessante Geschichten sind.

Und zweitens, weil sie zeigen, dass es keinen Unterschied mehr gibt zwischen der digitalen und der realen Welt; und, noch wichtiger, diese drei Anekdoten illustrieren, wie investigative Journalisten dieses Zusammenwachsens der digitalen mit der realen Welt für Recherchen nutzen müssen. Das Beispiel von The Intercept zeigt, dass es sogar ihre Pflicht ist, das zu tun. Nur so können wir Journalisten uns und unsere Quellen schützen.

Wir müssen lernen, wie wir das riesige Ausmass der Datensammlung für journalistische Zwecke nutzen können, um die spannendsten und relevantesten Geschichten zu finden. Wie das die Polizei in Freiburg etwa getan hat, indem sie die Entschlüsselung eines Handys gehackt und die Log-Daten einer Gesundheitsapp auslesen liess.

Dürfen wir Journalisten uns in ein System hacken? Ich habe mich beim Datenschützer und bei anderen Juristen als Vorbereitung dieses Vortrages danach erkundigt.

Der Digital-Experte und Digital-Anwalt Martin Steiger kann sich keinen Fall vorstellen, indem ein Hack gerechtfertigt wäre. Es sei ihm aber noch kein Beispiel in den Schweizer Medien bekannt, in dem ein Betroffener gegen Journalisten geklagt hätte. Der einzige entfernte vergleichbare Fall betraf die Berichterstattung über ein Betrugsfall von Online-Voting im Kanton Genf.

Es ging es um einen RTS-Journalisten, der nach einem Umzug zwei Wahlcouverts erhalten hatte, um zweimal elektronisch abzustimmen. Der Journalist, Joël Boissard, machte die Probe aufs Exempel und hat zweimal abgestimmt. Erfolgreich. Seine Stimme zählte doppelt. Für das E-Voting-System ein Fiasko. Das Experiment mündete in einen TV-Beitrag. Aber auch in eine Strafanzeige von der Bundesanwaltschaft.

Joël Boissard zog den Fall bis vor Bundesstrafgericht. Erfolglos. Das Bundesstrafgericht in Bellinzona bestätigte am 4. April letzten Jahres das Urteil der Vorinstanz. Boissard wurde wegen Wahlbetrug zu einer bedingten Strafe von zwei Tagessätzen bestraft und zu einer Busse von 400 Franken. Boissard hatte unser Wahlsystem "gehackt", er war nicht in das System eingedrungen, doch seine beiden Stimmen galten als Manipulation. Die Wahlmanipulation stand für unser oberstes Gericht am Ende über die öffentliche Relevanz der Berichterstattung.

Auch für den Datenschützer liegt der Fall klar. Er schrieb mir auf Anfrage: "Ein solches Vorgehen verstösst aus unserer Sicht gegen das Datenschutzgesetz (DSG). Dass ein öffentliches oder privates Interesse einen derart gravierenden Eingriff in die Privatsphäre der betroffenen Person rechtfertigt, halten wir für ausgeschlossen. Sollte es zu einem konkreten Vorfall kommen und die betroffene Person eine Klage nach Artikel 15 des DSG einreichen, müsste ein Richter diese Frage beurteilen."

Die Hausjuristen bei Tamedia gaben folgende Auskunft: Verschafft sich ein Journalist unbefugt - etwa durch Eindringen in einen passwortgeschützten Bereich - Zugang zum E-Mail- oder Social-Media-Konto eines anderen Nutzers, begeht er die Straftat des "Unbefugten Eindringens in ein Datenverarbeitungssystem" (Art. 143bis Strafgesetzbuch, "Hacking"). Auch wenn er sich auf ein öffentliches Interesse berufen kann, bleibe seine Tat gemäss schweizerischem Recht strafbar.

Nach aktuellem Recht ist Hacking für Schweizer Journalisten also grundsätzlich unmöglich, ohne sich strafbar zu machen. Sie müssen ihre Hacks zum Beispiel in Ländern wie Grossbritannien durchführen - dort können sich Journalisten auf die so genannte Public Defense Interest abstützen. Oder, wie die Polizei in Freiburg im Breisgau, mit Sicherheitsexperten arbeiten. Sie führen den Hack durch. Und die Journalisten berufen sich auf den Quellenschutz, um die Identität des Sicherheitsexperten zu schützen. Zu einer Anstiftung darf es selbstverständlich nicht kommen. Vertiefte technologisches Knowhow hilft uns zu verstehen, was möglich ist, und wie wir uns die Identität des Sicherheitsexperten auf jeden Fall verbergen können.

Die zweite eingangs erwähnte Anekdote handelte von Ärzten und ihr Misstrauen gegenüber Blackboxes der Computer-Wissenschaft. Tatsächlich sind wir immer mehr von Algorithmen umgeben, die uns das Blaue vom Himmel versprechen: Sie können Krankheiten diagnostizieren, oder im Falle von Journalisten angeblich bald unsere Artikel schreiben, oder aus komplexen unstrukturierten Daten auf Knopfdruck strukturierte Datenbanken bauen und Bezüge zwischen Dokumenten herstellen.

Genau wie die Ärzte, die den Wunderwerkzeugen misstrauen, sollten das auch wir Journalisten tun. Wenn wir nicht verstehen, was diese Maschinen tun, und wenn wir nicht darüber berichten, sind wir den Maschinen ausgeliefert. Aber wir können nur über die Algorithmen nur berichten, wenn wir verstehen, wie sie funktionieren?

Wenn die meisten Menschen von künstlicher Intelligenz reden, oder von KI, wie es abgekürzt oft heisst, meinen sie in der Regel nichts anderes als Statistik. KI besteht meist nur aus Schätzungen, wie wahrscheinlich das Eintreffen eines bestimmten Szenarios ist.

Wenn wir verstehen, wie Algorithmen funktionieren, schlagen wir im Grunde zwei Fliegen mit einer Klappe. Wir können unsere eigene Infrastruktur bauen, um bestimmte, langweilige Tätigkeiten, zu automatisieren. Neue Artikel-Ideen zu generieren. Gleichzeitig erschliessen wir für uns ein neues Feld der Berichterstattung: Die algorithmischen Vorurteile. Weil Algorithmen von Menschen entwickelt wurden, und mit Daten gespeisen werden, die von Menschen generiert werden, entwickeln auch sie Vorurteile.

Was meine ich damit? Nehmen wir eine Google-Suche: Googlen wir nach "professional Haircut." Die Suchresultate werden überall die gleichen sein, egal wo ihr euch auf der Welt befindet, ob in Brasilien bei google.br oder in Australien bei google.au. Der Resultate werden lauter weisse Männer mit ihrer Haarpracht zeigen. Und dann googelt ihr: "unprofessional Haircut." Es werden lauter schwarze Frauen auftauchen. Tragen also weisse Männer professionellere Haarschnitte als schwarze Frauen? Es gibt für mich kein besseres Beispiel, um aufzuzeigen, wie gross die Vorurteile von Algorithmen sein können.

Die dritte Anekdote, die ich eingangs erzählte, betraf das Thema Internet-Sicherheit und Verschlüsselung, oder Encryption. Das Beispiel der anhand des Drucker-Fingerprints identifizierbare Whistleblowerin zeigt, dass die Transparenz, die das Internet schafft, auch ausserhalb des Internets spürbar wird. Alles wird verfolg- und überprüfbar.

Gleichzeitig findet ein Gegentrend statt. Mit neuartigen Verschlüsselungstechniken entstehen neue Handelsplattformen und Währungen. Ich meine zum Beispiel die Blockchain-Revolution. Der Blockchain ist die Technologie, die die Grundlage der Digital-Währungen bildet, die derzeit die Schlagzeilen dominieren.

Ich behaupte nicht, bis ins letzte Detail zu verstehen, wie die Blockchain-Technologie funktioniert. Sie ist vielleicht am ehesten mit einem riesigen Logbuch zu vergleichen, das auf Abertausenden Computern kopiert ist. Jedes Mal, wenn es mit der Währung Bitcoin zu einer Transaktion kommt, gilt diese Transaktion erst, wenn sie in mindestens die Hälfte aller Logbücher eingetragen ist.

Das fundamental neue daran ist, dass es Menschen erlaubt, ohne einen Intermediären miteinander in Kontakt zu treten - Waren, Geld zu tauschen, ohne dabei ihre Identität aufgeben zu müssen. Für viele ist die Blockchain deshalb die Technologie, die das zu Ende führen wird, was das Internet angefangen hat. Die Blockchain räumt endgültig mit den Intermediären auf. Es braucht keine Banken oder Detailhändler zwischen dem Kunden und Produzenten. Sie können direkt miteinander in Verbindung treten. Auch anonym. Ob das tatsächlich funktioniert, werden wir sehen. Das Internet hat sich auch in Richtungen bewegt, die wir uns kaum vorstellen könnten.

Aber um die Blockchain zu verstehen, und zu verstehen, welche Veränderungskraft die Technologie hat, hilft es, wenn wir Journalisten uns in die Welt der Computerwissenschaften und des Encryption vorwagen. Ich

glaube nicht, dass es dabei reicht, die neuesten Funktionen auf dem iPhone bedienen zu können. Oder ein besonders guter Facebook-Nutzer zu sein und besonders witzige Tweets absondern. Twitter besteht ja heute aus gefühlt ebenso vielen Bots wie echten Menschen. Wir müssen uns mit den Grundlagen der Technologien auseinandersetzen, die unser Leben und unsere Medienwelt so verändern.

Wenn wir viele spannenden und relevante Geschichten nicht verpassen wollen, die in unserer zunehmend digitalen Welt um uns herum passieren, müssen wir nicht nur verstehen, wie diese Technologien funktionieren - sondern auch, wie wir sie anwenden können.

Die Grundlagen dieser Technologien sind Programmiersprachen. Ich sage nicht, dass wir alle zu Programmierern werden müssen. Nur weil wir alle schreiben, sind wir nicht alle Schriftsteller. Trotzdem würden viele Menschen nicht sehr weit kommen in der modernen Welt, wenn sie nicht schreiben können. Ich denke, dasselbe kann man heute auch auf die Digitalisierung anwenden: Es gibt heute wenige Berufe, die nicht davon profitieren, wenn diejenigen, die sie ausüben, zumindest ein paar grundlegende Programmierkenntnisse mitnehmen. Der Journalismus mit seinen vielen Generalisten ist vielleicht eines der Berufe, der am meisten davon profitieren könnte.

Wenn ich behaupte, Journalisten sollten Programmieren lernen, bekomme ich von vielen Kolleginnen und Kollegen ein Kopfschütteln. Programmieren lernen? Das jetzt auch noch?

Doch ich sehe gerade zwischen investigativen Journalisten und Programmieren viele Parallelen.

Investigative Journalisten sind genauso Nerds wie Programmierer. Sie haben sich oft in ein Themengebiet hingebissen und sie lassen sie nicht mehr los, bis sie die Geschichte von Grund auf verstehen. Bis die Geschichte, die sie erzählen, wirklich Sinn macht.

Wer hart recherchiert, der gibt sich erst wirklich damit zufrieden, wenn er jeden einzelnen Schritt einer Geschichte versteht. Die Recherche meines Kollegen Mario Stäuble zu Nike, der im Rahmen der Paradise Papers erschienen ist, ist für mich ein Paradebeispiel dafür, was ich damit meine.

Mario Stäuble hat Schritt für Schritt durchgearbeitet, wie Nike Schuhe in die Schweiz kommen, und wie Nike die Gewinne an den Steuerbehörden vorbeischleust. Er begann im Pomp it Up an der Oberdorstrasse 23 Zürich; ging weiter nach Rümlang, dem vermeintlichen Sitz der Nike Schweiz GmbH; nach Hilversum in Holland; Hamilton Bermuda; zurück nach Hilversum in Holland; Leiden Holland; nach Davos Schweiz; und endet bei Guillaume Morand, dem Besitzer der grössten Nike-nahen Ladenkette in der Schweiz. Eine aussergewöhnliche Recherche. Übrigens auch sehr schön im Internet erzählt - mit Hilfe von Kaspar Manz und seinen Programmier-Skills.

Genauso hartnäckig funktionieren Programmierer auch. Sie basteln und werkeln an ihrem Computer-Code so lange herum, bis er funktioniert. Und wenn er immer noch nicht funktioniert, dann schlafen sie halt nicht, bis er das eben tut.

Beide - Programmierer und investigative Journalisten - haben auch mit einem Stereotypen zu kämpfen, das längst veraltet ist. Nämlich, dass sie meist alleine an Geschichten oder ihrem Computer-Code arbeiten und dabei oft tagelang kein Wort mit einem Kollegen oder einer Kollegin reden. Das gilt für den investigativen Journalisten nicht mehr. Nein. Wir haben erst kürzlich das Gegenteil bewiesen kommen mit den Recherchen zu den Paradise Papers. Der Umfang und die Schlagkraft dieser Recherchen wären nie möglich gewesen, hätten sich die Rechercheure nicht vernetzt und stetig ausgetauscht.

Und genauso funktioniert auch der Programmierer. Er oder sie ist dauernd damit beschäftigt, sich mit anderen über ihren Computer-Code auszutauschen.

Ich kann jedem den Besuch der Online-Plattform Github empfehlen. Github ist die grösste Sammelstelle von Computer-Code und von Open-Source-Software. Die Plattform erlaubt es, weltweit Hunderte Entwickler zeitversetzt an denselben Projekten zu arbeiten. Der Quellcode eines Paketes namens Scikit-Learn etwa, ist heute in gefühlt jedem zweiten Algorithmus künstlicher Intelligenz zu finden. Der gesamte Code ist auf Github entstanden und ist dort frei einsehbar. An diesem Software-Paket haben über Hundert Programmierer gearbeitet, aus allen Ecken der Welt.

Eine weitere Gemeinsamkeit betrifft die Arbeitsmethode, bzw. die Dokumentation. Für den investigativen Journalisten ist eine ausführliche, gute Dokumentation genauso wichtig wie für den Programmierer. Weil beide oft an sehr komplexen, exklusiven Materien Arbeiten, ist es wichtig, jeden Schritt - meist chronologisch - auszuformulieren. Wenn nicht alles ausführlich verschriftlicht und geordnet gesammelt wird, ist es später unmöglich nachzuvollziehen, wie ein Code entstanden ist - oder wie Recherche-Ergebnisse simpel und korrekt vermittelt werden können.

Recherchieren ist kreativ. Und sehr durch die jeweiligen Personen getrieben. Ich kenne keine recherchierende Kollegin oder Kollegen, dessen Arbeitsmethode man wirklich vergleichen kann. Natürlich gibt es Handbücher darüber, wie man aus einer Quelle im Interview die wichtigsten Informationen betont. Aber im Grunde entwickelt jeder seine ganz persönliche Recherchetechnik.

Das Gleiche gilt auch für Programmierer. Es ist faszinierend zu sehen, wie schon zu einem sehr frühen Stadium, unterschiedliche Menschen sehr unterschiedliche Ansätze finden, programmatische Problemstellungen zu lösen. Sogar bei Personen, die eben erst ein paar Grundbefehle einer Programmiersprache gelernt haben.

Natürlich gibt es auch Unterschiede zwischen investigativen Journalisten und Programmierern. Der grösste Unterschied betrifft vielleicht das Resultat. Wenn der Code eines Programmierers für eine programmatische Problemstellung nicht funktioniert, dann gibt es kein Resultat. Dasselbe gilt ist nicht ganz für das journalistische Arbeiten. Ein Rechercheergebnis hat man immer. Ob dieser gut ist, und sich für eine Geschichte eignet, ist eine andere Frage.

Wer programmieren lernt, vergisst schnell, dass es Leute gibt, die nicht verstehen, wie coden geht. Es ist vielleicht wie mit dem Velo-Fahren. Es ist für einen Velofahrer sehr schwer nachzuvollziehen, wenn jemand nicht Velo fahren kann. Und das führt zu einem Graben zwischen investigativen Journalisten. Erst wenn wir Journalisten uns programmatisches Basis-Wissen aneignen, können wir diesen Graben überbrücken - und verstehen, wie Coden für Recherchen genutzt werden kann. Und wie wir effizienter werden können: Der Rechercheur kann einfache Programme selber gestalten. Er kann mit ein paar Zeilen Code, überwachen, wann das Flugzeug eines Diktators den Schweizer Luftraum betritt; er kann innert Sekunden mit einem Billigst-laptop alle Schweizer Gerichtsurteile, die je im Internet publiziert wurde, auf Muster durchsuchen; und er kann einen kleinen Roboter bauen, der ihm Bescheid sagt, wenn ein bestimmter Unternehmer die nächste Firma an die Wand gefahren und in den Konkurs geführt hat.

Und wenn es komplexer wird, wenn er etwa untersuchen will, welche Politiker in welchen Themen inhaltlich nach rechts oder links rutschen, weiss er, an welchen Experten er sich wenden muss, um die Fragen gemeinsam zu beantworten. Um beim Bild des Velo-Fahrens zu bleiben: Wir Journalisten müssen keine Tour-De-France planen; wir kommen mit den Grund-Velo-Fahrkenntnissen genug schnell voran. Dasselbe gilt auch fürs Coden für Journalisten in der digitalen Welt.

Vielen Dank.